Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 26 (1918)

Heft: 4

Artikel: Im Evakuiertenzug

Autor: Lanz, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-545928

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wegen seines internationalen Charakters Auskünfte über die Behandlung von Gefangenen in den verschiedenen beteiligten Heeren und glaubt, die Aufmerksamkeit der Kriegführenden auf ein gewisses Vorgehen lenken zu müssen, das nicht nur große Dimensionen angenommen hat, sondern ihm durchaus verwerflich erscheint.

Die Zahl der Gefangenen ist so groß, daß man in verschiedenen Ländern den Versuch macht, einen Teil davon für den gefangennehmenden Staat nutzbar zu machen. Um diesen Zweck zu erreichen, müssen sie von ihrer Staatsangehörigkeit losgelöst und demjenigen Staat angefügt werden, der ihr und ihrer ehemaligen Waffenbrüder Feind ist.

Im allgemeinen sind es zwei Wege, die man einschlägt, um sie der Fahne, der sie zugeschworen hatten, abtrünnig zu machen. Entweder genießen diejenigen, die geneigt erscheinen, mit ihren Feinden gemeinschaftliche Sache machen zu wollen, besondere Vergünstigungen; man hofft, daß diese bevorzugte Behandlung mächtig dazu beitragen werde, sie in die Reihen derjenigen zu treiben, die sie vorher bekämpft hatten. Oder, im Gegenteil, man nimmt zur Härte Zuflucht, zu Entbehrungen, zu Zwangsmitteln, indem man ihnen in Aussicht stellt, daß sie erst dann davon befreit sein werden, wenn sie zu den Feinden übertreten.

Das internationale Komitee kann nicht zugeben, daß ein Land durch irgendwelchen Druck, religiöser oder anderer Art, die Gefangenen, die es in seinen Händen hat, dazu bewegt, ihre Fahne zu verlassen, oder eidbrüchig zu werden, das heißt, eine Tat zu begehen, die es bei seinen Angehörigen mit Verrat bezeichnen und mit äußerster Strenge bestrafen würde.

Namentlich aber wendet sich das internationale Komitee gegen die Bestrafung derjenigen, die sich weigerten, diesen Treubruch zu begehen und die auf diese Weise die Opfer ihrer Fahnentreue und ihrer Vaterlandsliebe geworden sind. Für sie erheben wir in allererster Linie unsere Stimme.

Das internationale Komitee wendet sich dringend an die Kriegführenden und bittet sie inständig, darauf verzichten zu wollen, von den Gefangenen eine Tat zu verlangen, welche die Verneinung von all dem in sich schließt, was Aufrichtigkeit, Ehre und Achtung vor dem einmal gegebenen Wort heißt und das eine Grundlage sein soll nicht nur für die Gesellschaft im allgemeinen, sondern auch für die Armeen.

Im Namen des internat. Komitees des Roten Kreuzes,
Der Präsident ad int.:
Edouard Naville.
Der Vizepräsident:
Adolphe d'Espine.

Im Evakuiertenzug.

Von Hans Lanz.

Es ist morgens 5 Uhr. Auf dem dritten Perron im Bahnhof Schaffhausen harren Rotkreuzschwestern, Sanitäts- und Infanteriesoldaten, Aerzte und Offiziere des aus Deutschland kommenden französischen Evakuiertenzuges. Währenddem der unermüdliche Sanitäts-Feldweibel Mettler noch da und dort Instruktionen erteilt, fährt der traurige Zug in die Bahnhofhalle ein.

Verschlafene, müde Gesichter zeigen sich an den Fenstern der Wagen, nachlässige Fragen nach dem Namen des Bahnhofes werden an die am Zuge auf und ab gehenden Soldaten gerichtet; doch frohes Erstaunen ist in den müden Augen der Angekommenen zu lesen, wenn sie erfahren, daß sie auf Schweizerboden sind. Die Wagen werden geöffnet. «Descendez» hört man überall. Koffern, Pakete, Schirme,

Kisten, Flaschen, Körbe, Decken, Kleidungsstücke usw. werden den bereitstehenden Soldaten aus den Wagen gereicht. Alte Frauen und Männer, junge schwarzgekleidete Witwen verlassen die schmutzigen Wagen. Andächtig betend schreitet eine Schar Nonnen an uns vorbei, helle Kinderstimmen mischen sich in ihr Gemurmel.

Wir Sanitätler haben alle Hände voll zu tun. Alte Mütterchen, zitternde Greise, aber auch Kranke und Verletzte tragen wir sorgfältig in den Krankenwagen des bereitstehenden Schweizerzuges. Unterernährte und verwahrloste Kinder, Taschen und Pakete mit sich schleppend, stehen ratlos auf dem Perron. Ueberall ein Hasten, Geschrei, Schimpfen, Stöhnen, Rufen und Verwirrung längs des Bahnsteiges. Aber endlich, nach beinahe einer Stunde ist alles, Gepäck und Leute, in den bequemen, saubern Bundesbahnwagen. Nachdem die Begleitmannschaft des Zuges den langersehnten Sold erhalten hat, läßt der Zugführer seine grelle Pfeife ertönen, langsam setzt sich der Zug in Bewegung und unter dem lebhaften Ausruf der Heimreisenden «Vive la Suisse» verlassen wir Schaffhausen.

In mäßigem Tempo geht's am schönen Rheinfall vorbei nach Eglisau, Bülach, Niederglatt. Bald fahren wir rasselnd und polternd in den rauchgeschwärzten Tunnel von Oerlikon, noch einwenig Hin und Her über Geleise — ein Ruck, der Zug steht — wir sind in Zürich. Hier werden unsere Schützlinge von Samariterinnen in Empfang genommen und ins Landesmuseum verbracht, wo ihnen ein sicher wohlschmeckendes Morgenessen serviert wird. Das Waschtuch und die Seife treten — trotz vielem Sträuben — in Funktion und unter den fleißigen Händen der tapferen Samariterinnen verschwindet der oft seit Wochen nicht entfernte Schmutz. Wo es nötig ist, werden Kleider verteilt. Hier erhält ein Junge einen neuen Hut, dort ruht eines Mädchens stolzer Blick auf einer neuen Schürze, während hier ein alter Mann schmunzelnd eine soeben erhaltene Tabakspfeife auf ihre Qualität untersucht. Ueberall begegnen wir dankbaren, frohen Blicken und wir sind stolz, Schweizer zu sein und an einem so edlen Werke mithelfen zu dürfen! Um zehn Uhr füllen sich die Wagen wieder, denn schon um halb elf Uhr setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Nur ein Ruf ist noch hörbar von unsern Franzosen: «Vive la Suisse».

Er ist aufrichtig, dieser Ruf, wir sehen und hören es, wenn wir jetzt gegen Olten fahrend, durch die Wagen passieren. An meinem Rücken baumelt eine Angst erfüllende, große Samaritertasche, während die mich begleitende Krankenschwester allerhand Medikamente in ihrem Täschchen verwahrt. Hier hält mich ein froher Alter auf und zeigt mir mit leuchtendem Blick einen fast neuen Kittel. Eine der lieben Kleinen kommt auf mich zugehüpft, ich sehe sie heute noch, wie sie mir strahlenden Auges eine in Zürich erhaltene Puppe entgegenhält und mit schnippischem, lachendem «Hen, Monsieur» wieder davon eilt. Ueberall, wo wir hinschauen, frohe, glückliche Leute, die für einige Zeit ihr Elend vergessen. Was gab's wohl Schöneres, als diesen Armen ein par glückliche Stunden bereiten zu können?

Doch meine Samariterpflicht ruft mich! Ein alter Mann löst hier einen schmutzstarrenden, mit groben Schnüren gebundenen Verband von einer großen vereiterten Brandwunde am Fuß. Letzterer, der wohl schon lange ein Fußbad nötig gehabt hätte, ist fest aufgeschwollen. Da heißt es: Schnell eingreifen, drum: Eckel runter — Watte, Wasser, Vaseline, Verbandstoff — ça fait du bien! Hier hat eine Frau offene Beine, dort ein Knabe eine durch Schmutz vereiterte Schnittwunde am Finger. Mißtrauisch streift sein Blick meine Verbandtasche, aber bald streckt er mir seine heile Linke dankend entgegen. Wir durchziehen alle neun Wagen, die insgesamt ca. 500 Insassen enthalten, und es gibt viel zu tun bei so vielen Leuten. Müde kehren wir endlich zurück und lassen es uns im weichen Polster

ein Weilchen gut sein. Unterdessen sind wir in Olten angekommen; aber nur ein kurzer Aufenthalt und weiter geht's, Bern und der Heimat zu! Ich durchschlendre die Wagen, mich da und dort nach dem Ergehen meiner Patienten erkundigend. Ein alter, ehemals sehr reicher Herr, dem wohl dieses unbequeme Reisen doppelt schwer ankommen möchte, erzählt mir von seiner Heimat und seinen Erlebnissen. Er schildert die Beschießung von St. Quentin und der einst so schönen Kathedrale. „Tagelang, so erzählt er mir, saßen wir im dunklen Keller, wenn sie über unsern Köpfen unsere Wohnstätten zusammenschossen. Ich hatte eine große Maschinenfabrik, heute stehen schwarzgebrannte Mauern mit leeren Fensterhöhlen auf dem Platze, wo früher zweitausend Arbeiter ihr Brot verdienten. Ich habe eine Frau und ein Kind, aber ich weiß nicht, wo sie sind, ob sie leben oder tot sind."

Mit Stolz zeigen wir den Evakuierten unsere Bundesstadt, Bern. Ehrfurchtsvoll wiederholen sie diesen Namen, als ob sie ihn nie vergessen wollten. Auf dem Bahnhofe werden die Rapatrierten mit Schokolade und andern Süßigkeiten beschenkt. Zahlreich haben sich die in Bern weilenden französischen Internierten am Zuge eingefunden, um ihre Landsleute zu begrüßen. Doch schon ertönt das schrille Zeichen zur Abfahrt. Noch ein letztes Händedrücken und Winken, wir fahren weiter, Frankreich zu.

In schnellem Tempo durchqueren wir die Berner- und Freiburgerlandschaften, und bald ruht der Blick unserer Schützlinge staunend auf dem vor uns sich ausbreitenden Genfersee mit den mächtigen Walliser- und Savoyerbergen. Unsere Passagiere vergessen ihr Elend, selbst die jungen, reizenden Französinnen werden gesprächig und bald fliegen Blicke hinüber, Blicke herüber, wer kennt es nicht dieses Plaudern. Unterdessen sind wir in Lausanne angekommen. Kein deutsches Wort ist mehr hörbar. Auch hier finden wir freigebige Menschen, die die Heimreisenden mit Speise und Trank erlaben. Längs des Bahnhofes und in den Wagen wimmelt es von den Uniformen der englischen und französischen Internierten, die ihren Leuten wohl von ihren Erlebnissen erzählen. Bei der Abfahrt des Zuges widerhallt die Bahnhofhalle von dem brausenden «Vive la Suisse», aber mächtiger schallt den Evakuierten das so gerne gehörte, lang entbehrte «Vive la France» entgegen.

An den schönen Gestaden des Genfersees entlang führt uns unser Weg, Vevey und Montreux ziehen an uns vorbei, vor uns erheben sich die eisigen Häupter des Dent du Midi und Dent de Morcle. Bald entschwindet der Genfersee unsern Blicken, wir überqueren die Rhone und erreichen das von der Abendsonne vergoldete St. Maurice. Ein kurzer Aufenthalt nur und fort geht's, dem Endziele zu. Schade, nicht alle unsere Franzosen erfreuen sich an den schönen Savoyerbergen; da und dort sehen wir blasse Wangen, schlaff herunterhängende Arme. Mal au cœur!

Die langen Eisenbahnfahrten äußern ihre Folgen, aber auch der Magen wehrt sich ganz energisch gegen die vielen Süßigkeiten, an die er sich nicht so rasch wieder gewöhnen kann. Wohl tun meine Hoffmannstropfen ihre Schuldigkeit, aber da und dort muß halt doch die uns begleitende „Putzfrau" eingreifen! Doch wir sind am Ziel unserer Reise angelangt. Bouveret grüßt mit großer französischer Tricolore, die den Bahnhof schmückt, die Heimreisenden. Wir übergeben die uns in der kurzen Zeit lieb gewordenen Leute dem französischen Personal. Die Harmonie von Bouveret hat sich am Bahnhof versammelt, und mächtig tönen uns die Klänge der Marseillaise entgegen. Innig und freudig begleiten sie fünfhundert Franzosen. Helle Kinderstimmen mischen sich mit dem dumpfen Gesang der Greise; nur noch ein Wunsch beseelt jede Brust: «Vive la France»!